Wolfgang Ernst: Im Namen von Geschichte. Sammeln – Speichern – Er/zählen

München: Wilhelm Fink Verlag 2003, 1140 S., ISBN 3-7705-3832-3, € 90,-

Eine Rezension erzählt die Geschichte eines Buches. Der Held einer Rezension ist der Autor des Buches und seine Geschichte ist sein Auftrag. Nicht alle Rezensionen erzählen von siegreichen Helden, manche Helden scheitern, andere erscheinen unfreiwillig komisch. Dies aber ist die Geschichte eines Helden, der kein Held sein will. Er will keine Geschichte erzählen, er hasst Geschichte. Und unser Held meint es ernst. Damit darüber erst gar kein Zweifel aufkommt, beginnt er sein Buch mit einer „Leseanweisung“ (S.25ff.). Nicht die „Geschichte der Medien“ will er erzählen, sondern die „Medien der Geschichte“ untersuchen. (S.26) Genau genommen konzentriert er sich auf die Medien der deutschen Geschichte von 1806 bis 1945. Dabei geht er primär „objektorientiert“ vor, auch wenn er sekundär „chronologischen Seriationen“ folgt. (S.34) Es geht unserem Helden aber keinesfalls nur um eine individuelle Vorliebe für eine bestimmte Darstellungsart. Vielmehr gebietet es sein Auftrag, sich von der Geschichte abzuwenden. Dieser lautet: „,[D]ie Darstellung von Archiven und weiterer Formationen der Datenspeicherung“; davor „versagt“ jede Geschichte, „weil sie als historiographische Narration gerade deren Gedächtnistektonik verfehlt“. (S.37f.) Dass eine historiographische Narration anders strukturiert ist als ein Archiv, ein Museum oder eine Bibliothek, steht außer Frage. Warum aber ist die Darstellung dieser Organisationsformen gemäß den Strukturen des Dargestellten deshalb einer historiographischen Darstellung überlegen? Unser Held setzt diesen Zusammenhang zunächst voraus. In seiner Darstellung deutet er aber programmatisch an, was den Unterschied macht: „Es gilt, jenes Reale von Gedächtnispolitik aufzuklären anstatt geschichtsmetaphorisch davon abzulenken.“ (S.63) Offensichtlich gibt es aufklärende und ablenkende Formen der Darstellung, und Aufklärung versprechen dann nur jene Darstellungen, die strukturell dem Dargestellten zumindest ähnlich sind. Das impliziert zwei Probleme: Warum ist eine strukturelle Ähnlichkeit der sinnhaften Ähnlichkeit überlegen? Warum ist Ähnlichkeit überhaupt ein überzeugendes Kriterium, wenn die Ähnlichkeit zwischen der Darstellung und dem Dargestellten immer erst durch die Darstellung selbst in die Welt kommen kann? Unser Held, so mein Eindruck, dramatisiert seine Nicht-

Geschichte, seine Auf- statt Erzählung unnötigerweise mit windmühlenartigen Paradigmenkämpfen. Denn sein Unterfangen ist an sich mehr als erzählenswert. Er zeigt eindrucksvoll, wie die zukünftigen Möglichkeiten von Geschichtsschreibung durch die Archivierung der gegenwärtigen Vergangenheit nicht determiniert, aber doch beschränkend ermöglicht werden. Sammlungen, Archive, Museen und Bibliotheken bilden die Infrastruktur des kulturellen Gedächtnisses. An diesen Orten wird festgelegt, was von der Gegenwart gesammelt und gespeichert und wie es verzeichnet und gezählt wird. Sie formieren so jene gegenwärtige Vergangenheit, auf die jede zukünftige Geschichtsschreibung – immer nur unangemessen und deshalb gewalttätig – referiert. Einschneidende Änderungen an dieser Infrastruktur sind darum nicht nur technische Transformationen im kulturellen Gedächtnis. Häufig leiten sie gravierende Änderungen im kulturellen Erinnern ein. Unser Held „fokussiert [darum] die Momente, in denen Infrastruktur und Symbolisierung des deutschen Gedächtnisses im 19. Jahrhundert ineinander schlagen, als szenische Schnittstellen von denotativen Gebrauchs- und konnotativen Kommunikationsfunktionen der deutschen Gedächtnisarchitektur, als Bedeutungsverschiebungen im pragmatischen Zeichenregime“. (S.69) Am Beispiel der *Monumenta Germaniae Historica* (S.91ff.) wird deutlich, wie die Sammlung deutscher Geschichtsquellen des Mittelalters zu Beginn des 19. Jahrhunderts dem Wissen um die deutsche Vergangenheit eine neue Infrastruktur verschafft und zugleich einen entsprechenden Diskurs anstößt. Schließlich kehrt unser Held an den „begehbaren Datenräumen“ (S.538) ein: dem Museum (S.381ff), dem Archiv (S.553ff.) und der Bibliothek (S.757ff). Hier, an den klassischen Gedächtnisorten, ist unser Held in seinem Element. Er zeigt uns mit einer Reihe von instruktiven Studien, deren vollständige Aufzählung allein bereits den Rahmen dieser Rezension sprengen würde, wie die Gedächtnismechanik von Museen, Archiven und Bibliotheken eine spezifische Gedächtnismacht entwickelt. Denn sie dokumentieren weniger die kulturellen Fakten der Gegenwart, als sie die kulturellen Möglichkeitsbedingungen für die – dann als Geschichte erinnerbare – Zukunft schaffen. Dies nicht zu vergessen, ist das Anliegen unseres Helden, und seine Nicht-Geschichte ist unser Archiv. Wer sich darum zukünftig für die medialen Bedingungen des kulturellen Gedächtnisses in Deutschland interessiert, wird Wolfgang Ernsts *Im Namen von Geschichte* – nicht nur aufgrund des Gewichts (1,65 kg) – schwer aus der Hand legen können.

André Brodocz (Dresden)